

Triumph des Herzens

DER PRIESTER UND DIE PRIESTERMUTTER I

PDF - Familie Mariens

18.Jg. (II) 2010

Nr. 100

Zum goldenen Jubiläum

Mit dieser Ausgabe haltet Ihr, liebe Freunde, Wohltäter und Leser, zu unserer Freude das 100. „*Triumph des Herzens*“ in Euren Händen.

Wie bescheiden waren doch in den 90er Jahren die Anfänge, aus denen unsere jetzige Zeitschrift hervorging! Begonnen hat alles damit, dass wir unseren Brüdern und Schwestern in den neu eröffneten Häusern und besonders den ersten Missionaren im Osten durch ein paar einfach gestaltete Seiten über Aktuelles und Schönes aus unserer geistlichen Familie Freude machen und die Einheit mit ihnen vertiefen wollten. Auf eine Telefonverbindung mit Russland oder Kasachstan musste man damals oft tagelang warten. Zudem waren Beiträge aus unserer Spiritualität als „geistige Nahrung“ füreinander gedacht.

Vermehrt kam nun auch aus den Reihen unserer Familien, Freunde und Bekannten der Wunsch, aus demselben geistigen Reichtum schöpfen zu können, den wir als „Familie Mariens“ schätzen.

Und so dürfen wir heute durch unsere Zeitschrift mit einem weiten Leserkreis in verschiedenen Ländern und in sechs Sprachen jene Spiritualität teilen, die uns so kostbar ist.

Von Herzen sagen wir Euch „Tausend Dank!“ für jede geistige Unterstützung und für all Euer großzügiges Spenden für unsere Missionen, deren Anliegen Ihr Euch ganz zu eigen gemacht habt. Eure treue Mithilfe macht es auch möglich, dass alle zwei Monate ein neues „*Triumph des Herzens*“ gedruckt werden kann und durch Euch stets weitere Verbreitung erfährt.

Da wir uns im Priesterjahr befinden und „Priestertum und Priester-mutterschaft“ das „Herzstück“ unserer geistigen Familie bilden, möchten wir Euch gerne das Geschenk machen, in unserer Jubiläumsausgabe über dieses Thema zu berichten. Und weil es eine solche Fülle an schönen Inhalten gibt, wird auch in der Mai/Juni-Ausgabe darüber zu lesen sein.

Du bist Priester auf ewig!

P. Paul Maria Sigl

Bei jedem Hl. Messopfer wird jene feierliche Stunde des Hohen Donnerstages gegenwärtig, da der Göttliche Hohepriester im Abendmahlsaal, in der Nacht vor Seinem Leiden und Sterben, das „erste Hl. Opfer“ feierte. Er nahm Brot, sagte Dank, brach es und reichte es Seinen Jüngern mit den Worten: „*Nehmet und esset alle davon: Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird.*“ Ebenso nahm Er nach dem Mahl den Kelch, dankte wiederum, reichte ihn Seinen Jüngern und sprach: „*Nehmet und trinket alle daraus: Das ist ... mein Blut,*

das für euch und für alle vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Auf diese erhabene und doch so schlichte Weise setzte der Herr das Sakrament der Hl. Eucharistie ein und machte Seine Apostel zu den ersten Priestern jenes Neuen Bundes, den Er wenig später als erniedrigter Leidensknecht und Erlöser in Seinem Blut auf ewig schloss. Ja, auf Kalvaria sehen wir den Göttlichen Hohenpriester, der Sich als unendlich kostbare Opfergabe auf dem Altar Seines Leibes sterbend dem Vater darbrachte. Doch Er war

nicht allein! Seine Mutter, die Miterlöserin, wie sie P. Pio und viele Heilige nannten, stand unter dem Kreuz. Gestärkt durch die Hl. Eucharistie, opferte sie als die Priester Mutter durch ein erstes „marianisches Per Ipsum“ ihren Sohn wie eine Hostie auf. Dabei war sie auf so einzigartig-vollkommene Weise mit dem Opfer ihres Priestersohnes vereint, dass man sagen darf: Ihr gemeinsam dargebrachtes Erlösungsoffer, ihr gemeinsamer Sieg durchdringt seither alle Zeiten und umfasst alle Menschen.

Papst Johannes Paul II. kam wiederholt auf diese geistige Wirklichkeit zu sprechen, so auch am Fronleichnamfest am 5. Juni 1983: „*Maria ist gegenwärtig an jedem Altar... Jede Hl. Messe bringt uns in eine zutiefst innere Einheit mit*

ihr; der Mutter; deren Opfer gegenwärtig wird, gerade so, wie das Opfer ihres Sohnes gegenwärtig wird bei den Wandlungsworten, die der Priester über Brot und Wein spricht.“

Ganz ähnlich drückte es schon früher die liebenswerte deutsche Mystikerin Barbara Pfister (1867-1909) aus: „*O wie oft habe ich schon gesehen, wie die Gottesmutter mit an den Altar geht, wie sie den Priester lenkt und leitet, Ihn bewacht und behütet ... Immer ist sie dabei. Sie kann vom Heiland nicht getrennt werden. Wie Er Sein Opfer nicht feiern wollte ohne Seine Mutter, so sollte auch der Priester nicht an den Altar gehen ohne die schmerzhaftige Mutter.*“

Sie ist dem Sohn vorausgegangen

Das entscheidende Jawort gab die Immaculata lange vor Kalvaria und zeitlich sogar vor Jesus. Denn erst nachdem sie in Nazaret voll Liebe und Vertrauen ihr Fiat gesprochen hatte, trat der Göttliche Sohn in diese Welt ein. Im Schoß Mariens begann das priesterliche Herz des Erlösers zu schlagen, und so sind ihrem Mutterschoß auch die Priester anvertraut.

Seither gehören Priester Mutterschaft, Priestertum und Eucharistie für immer untrennbar zusammen. Denn die Priester Mutter gebiert geistig den Pries-

ter, und der Priester bringt die Hl. Eucharistie hervor. So hörte Mutter Ida, die Seherin von Amsterdam, nach der Hl. Kommunion folgende Worte: „*Eine Kirche und ein Volk ohne Mutter ist wie ein Leib ohne Seele.*“ (31.05.1965)

„*Versteht dies gut: Auch der Herr hatte seine Mutter nötig, um zum Leben zu kommen. Durch die Mutter kommt das Leben. Darum muss sie wieder in eure Kirchen und unter die Völker gebracht werden, und ihr werdet das Aufblühen erleben.*“ (25.03.1973)

Johannes, das Vorbild eines priesterlichen Herzens

In freier Gnadenwahl erwählte Jesus Seine ersten Apostel, rief sie einzeln bei ihrem Namen und damit in Seine engste Nachfolge. Sie antworteten, ließen alles zurück und folgten Ihm. Bis heute ergeht derselbe erhabene, persönliche Ruf des Herrn an Männer, sich Ihm als Priester ganz und für immer zu schenken. Und dann wartet Jesus - wie ein Bräutigam am Altar auf das Jawort der Braut wartet - auf das freie Ja

jeder Priesterberufung, das ein Jawort aus Liebe sein soll: „*Adsum!*“ - „*Hier bin ich!*“

Was muss es doch für Johannes bedeutet haben, in die unmittelbare Nähe Jesu gerufen zu sein! Stundenlang durfte er den Worten seines Meisters zuhören und Augenzeuge jener Liebe werden, mit der Sich der Herr für alle Notleidenden bis aufs Äußerste einsetzte, heilte und Wunder wirkte! Der „Liebesjünger“, der das Privileg hatte,

äußerlich am Herzen des Herrn ruhen zu dürfen, wollte jedoch vor allem innerlich die demütige und sanftmütige Liebe dieses Göttlichen Herzens kennen und nachahmen und seinem göttlichen Lehrmeister im barmherzigen Denken, Sprechen und Handeln immer ähnlicher sein.

So ist Johannes für jedes priesterliche Herz ein leuchtendes Vorbild! Besonders beispielhaft aber wurde er für die Priester im Leiden und in der Passion, denn da nahm der Apostel ganz und gar Zuflucht bei Maria. Nie hätte Johannes sonst den Kreuzweg mitgehen und in der Passion bis unter das Kreuz durchhalten und treu bleiben können, wäre er nicht wie ein Kind bei Maria geblieben, sozusagen von ihr getragen!

Wie entscheidend dies bis zum heutigen Tag für alle Priester, ja für alle Menschen ist, bestätigt uns der Erlöser vom Kreuz herab. Denn in Seiner „schwersten Stunde“ vertraute Er dem Neupriester, besser gesagt dem jungen, eben konsekrierten Bischof Johannes, und in ihm allen Priestern und Völkern, das Liebste an, das Er auf Erden besaß: „*Siehe, deine Mutter!*“ (Joh 19,27a) Und von jener „schweren Stunde“ an nahm Johannes Maria zu sich.

Ja, die Mutter ist uns vor allem gegeben für die „schweren Stunden“, aber ganz besonders als Priester Mutter den Priestern, die ihrerseits die Berufung haben, den Menschen besonders in den „schweren Stunden“ mütterlich beizustehen.

Zum Geschenk der Liebe werden

Der Priester muss zuerst kein Organisationstalent, kein Manager oder Finanzexperte sein, auch erwartet man nicht einmal unbedingt eine besonders geschliffene Predigt von ihm. Was die Menschen vom Priester im tiefsten erwarten, ist, dass er ein Mann nach dem Herzen Gottes ist, der die Güte Jesu in seinem Priesterleben widerspiegelt, nicht lieblos spricht oder stolz reagiert. Verzeihen sollte er können, trösten und raten, Mitleid haben und barmherzig urteilen; Zeit schenken und immer eine offene Tür und ein offenes Ohr für die Anliegen und Nöte der ihm Anvertrauten haben. Und vor allem sollte er die Sakramente gerne spenden und den Menschen damit den Weg zu Gott zeigen. Mit einem Wort: Der Priester bringt nicht nur das Hl. Opfer dar, sondern wird - kraft der göttlichen Speise, der Hl. Eucharistie - befähigt, sich selbst zum „Liebesgeschenk“ an Gott und an die Mitmenschen zu machen.

Sich vereint mit Christus selbstlos zum Opfer zu bringen, ist das tiefste Geheimnis priesterlich-pastoralen Erfolges! Beginnt der Priester, sich

selbst zu suchen, und gewöhnt er sich daran, dem Opfer, das der seelsorgliche Alltag mit sich bringt, auszuweichen, verliert er seine ureigenste priesterliche Identität.

Einer, der als Priester freiwillig sogar das Opfer seines Lebens brachte, war z. B. der hl. Maximilian Kolbe (vgl. Triumph des Herzens Nr. 45). Als nämlich Ende Juli 1941 Lagerleiter Fritsch im Vernichtungslager Auschwitz wahllos zehn Gefangene für den berüchtigten Hungerbunker bestimmt hatte, weil ein Häftling entkommen war, trat Maximilian Kolbe vor, zeigte auf den wehklagenden Familienvater Franz Gajowniczek und bat, an dessen Stelle sterben zu dürfen. „*Wer bist du?*“, fragte Fritsch fassungslos. „*Ich bin katholischer Priester*“, war die schlichte Antwort P. Maximilians, die wirklich alles über den tiefsten Beweggrund seines Opfers ausdrückte. Auf diese Weise vollendete sich seine Mission, aus Liebe zur Immaculata sein Leben als Samenkorn hinzugeben und so fruchtbar zu werden für seine geistige Familie, seine Feinde und die ganze Kirche.

Ein unauslöschliches Prägmal

*A*uch wenn das Entscheidende bei der Priesterweihe für das Auge unsichtbar, ganz im Schweigen und in völliger Stille durch Handauflegung des Bischofs geschieht - der Wirkende ist ja Jesus selbst -, so ist der Neugeweihte in seinem innersten Wesen völlig verwandelt. Seiner Seele wird ein bleibendes priesterliches Prägmal geschenkt und ihm die Würde und Sendung verliehen, als ein „alter Christus“, ein „zweiter Christus“, in der Vollmacht Jesu zu handeln.

Dies ist - trotz der menschlichen Grenzen, die dem Priester bleiben - etwas so erhaben Göttliches, dass es den hl. Pfarrer von Ars einmal ausrufen ließ: *„Oh, wie groß ist der Priester! ... Gott gehorcht ihm: Er spricht zwei Sätze aus, und auf sein Wort hin steigt der Herr vom Himmel herab und schließt Sich in eine kleine Hostie ein ... Der Priester ist es, der das Werk der Erlösung auf Erden fortführt ... Der Priester besitzt den Schlüssel zu den himmlischen Schätzen: Er ist es, der die Tür öffnet ... Lasst eine Pfarrei 20 Jahre lang ohne Priester, und man wird dort die Tiere anbeten ... Der Priester ist nicht Priester für sich selbst, er ist es für euch.“*

Dieses unauslöschliche priesterliche Prägmal empfing auf wohl einzigartige, sehr berührende Weise der 24-jährige Eugene Hamilton aus der Diözese New York. Es war am 24. Januar 1997, als Bischof O'Brien ins Haus der Familie Hamilton eilte und den schwer nach Luft ringenden Seminaristen, der kein Wort mehr sprechen konnte, auf seinem Sterbelager zum Diakon und gleich anschließend zum Priester weihte. Nur drei Stunden später starb Fr. Eugene, *„der nie eine Hl. Messe gefeiert, nie von den Sünden losgesprochen, nie eine Homilie gehalten und nie einen Segen gegeben hatte und dennoch durch sein Leben und Sterben ein priesterliches Opfer war, vereint mit dem vollkommenen Opfer Jesu“*, wie sein Vater, ein ständiger Diakon der St. Patricks- Kathedrale,

beim Begräbnis sagte.

Gene, wie man ihn in der Familie nannte, hatte im Herbst 1995 erst seit wenigen Wochen sein Theologiestudium aufgenommen, als man ihm im Krankenhaus ein Röntgenbild seiner Lunge zeigte: *„Ich starrte auf eine große Masse in meinem Brustkorb, die auf meine Lungen und mein Herz drückte, und ich wusste, was ich sah, war Krebs.“* Das war der Anfang von insgesamt 16 Leidensmonaten mit Chemotherapien, Bestrahlungen, Operation und Schmerzen ohne Klage, bis der Arzt ihm gestehen musste: *„Nur noch wenige Monate.“* *„Wir verließen das Krankenhaus und gingen in die Kirche auf der anderen Straßenseite“*, erinnert sich seine Mutter Margaret. *„Gene kniete lange auf den Altarstufen vor dem Allerheiligsten, und auch ich betete. Dann setzte sich Gene neben mich und legte seinen Kopf auf meine Schulter. Wir sprachen über Tod und Trennung und wie wichtig es ist, offen für Gottes Willen zu bleiben. Ich wollte so gerne seine Stelle einnehmen, damit er leben könne.“*

Mit Krebs im Endstadium vertraute Gene sein Priestertum immer wieder seinem Vorbild, dem Diener Gottes Kardinal Terence Cooke († 1983) von New York, an, dessen Seligsprechungsprozess eingeleitet ist. Dieser hatte 19 Jahre lang geduldig ein Krebsleiden getragen und seine Berufung treu seinem bischöflichen Wahlspruch gelebt: *„Dein Wille geschehe!“* Ein Wort, das sich auch Gene ganz zum Herzensgebet machte.

Obwohl ihm noch dreieinhalb Jahre Theologiestudium fehlten, behielt Gene stets die innere Gewissheit: *„Gott will mich als Priester haben.“*

So schrieb er am 1. Januar 1997, 23 Tage vor seinem Tod, einen Brief an Papst Johannes Paul II., den er Mitseminaristen nach Rom mitgab: *„Heiliger Vater, bitte beten Sie für mich um das Wunder, dass ich ... genesen und zum Priester geweiht werden kann, um den*

Gläubigen meiner Diözese zu dienen. Ich vereine meine Leiden mit Jesu Leiden am Kreuz und opfere sie für Ihre Anliegen und für Priesterberufungen auf.“

Daraufhin kam aus Rom ein Antwortschreiben und ein persönlicher Segen des Heiligen Vaters auf Genes Foto. Zudem ließ Johannes Paul II. den Todgeweihten wissen, dass er „*toto corde, aus ganzem Herzen*“ den Segen für jene Dispens erteilt, die eine vorzeitige Weihe

„Der Ruf Gottes traf mich nicht wie ein Blitz. Keine Stimmen, keine Visionen! Vielmehr schenkte Er mir ein stets gleichbleibendes, unbeirrbares, ‚Wissen‘ um meine Priesterberufung.“

Priestermütter

Der hl. Jean Eudes (1601-1680), von Papst Pius XI. der „Prophet des Herzens“ genannt, setzte sich als französischer Volksmissionar 45 Jahre lang unermüdlich für die Verehrung der Herzen Jesu und Mariens ein. Im Verständnis dieser beiden geeinten Herzen wusste der Heilige auch zutiefst um die Einheit von Priester und Priester Mutter:

„Das sakramentale Priestertum ist so groß, so göttlich, dass es kein größeres und göttlicheres zu geben scheint. Und doch gibt es ein Priestertum, das jenes der Priester gewissermaßen übertrifft: Es ist die Berufung, für die Heiligung der Priester zu arbeiten, indem man die Retter errettet und die Hirten weidet; indem man denen das Licht erlangt, die das Licht der Welt sind, und jene heiligt, die die Heiligung der Kirche sind.“

Jede Priesterberufung ist getragen und gestützt von geistigen Müttern, die ihm selbstlos helfen, damit er sich in seiner Gottesliebe und in der Liebe zu den ihm Anvertrauten entfaltet. Dieses „Geistig-Muttersein“ für die Priester kann sehr vielfältig aussehen. Es kann das Aufopfern körperlicher Schmerzen oder psychischer Leiden bedeuten, aber auch im alltäglichen

ermöglicht. Gene war überwältigt, als er am 20. Januar davon erfuhr. Seine Diakonen- und Priesterweihe wurde eben geplant, als plötzlich die Agonie einsetzte. Wie bezeichnend waren dabei die letzten Worte des Sterbenden vor seiner kurzfristig vorverlegten Weihe: „*Ich möchte nur Gottes Willen in meinem Leben tun.*“

Als der Bischof die Begräbnisfeierlichkeiten leitete, haftete an seinen Fingern noch der Duft des Chrisams, mit dem er bei der Priesterweihe die Handflächen von Gene gesalbt hatte.

Dienen oder im Wohltätigsein, im treuen Beten und im stellvertretenden Tragen geistiger Lasten wie etwa innerer Dunkelheit bestehen.

Die gesamte Kirchengeschichte spricht uns von solch „heiligen Paaren“ - beginnend beim Göttlichen Hohenpriester selbst, der aus der unaussprechlich innigen Einheit mit Seiner Mutter Kraft schöpfte und getröstet wurde. Denken wir an Benedikt und seine leibliche Schwester Scholastika, an Bonifatius und seine Verwandte Lioba, an Franziskus und Klara von Assisi, an Franz von Sales, den heiligen Bischof von Genf, und seine „Tochter und Mutter“ Johanna Franziska von Chantal!

Nicht anders war es bei Birgitta von Schweden, Katharina von Siena oder Lidwina von Schidam, die heilige Wegweiserinnen, Führerinnen und Sühneopfer für Päpste wurden. Anna Maria Taigi, die große hl. Familienmutter Roms (vgl. T. d. H. Nr. 40), wurde sogar für fünf aufeinanderfolgende Päpste ihrer Zeit zur erleuchteten Ratgeberin!

Im 20. Jahrhundert sind viele von uns dann persönlich Zeugen geworden, wie oft Johannes Paul II. Mutter Teresa in seine Nähe geholt und bei der Hand genommen hat, um ihr seine Dankbarkeit und Ehrfurcht auszudrücken.

Selbst einem Kind, dem Hirtenmädchen Jacinta gegenüber, wusste sich dieser Papst nach dem Attentat so sehr zu Dank verpflichtet, dass er bei deren Seligsprechung am 13. Mai 2000 in Fatima betonte:

„... Noch einmal möchte ich die Güte des

Herrn mir gegenüber erwähnen, als ich, hart getroffen, an jenem 13. Mai 1981 vom Tode errettet wurde. Meine Dankbarkeit gilt auch der seligen Jacinta für die Opfer und Gebete, die sie für den Heiligen Vater darbrachte, den sie so sehr hat leiden sehen.“

Blühender Rosenstrauch - unsichtbarer Wurzelstock

Vergessen wir nie: Überall dort, wo neue Berufungen wachsen und segensreiches Apostolat sichtbar wird, wo die Kirche sozusagen nach außen hin „blüht“, überall dort liegt dem immer wie ein unsichtbares Fundament stilles Gebet, Leiden und Opfer von Menschen zugrunde, die sich dafür ganz verborgen hingeben, damit andere „schöne Frucht“ bringen.

Ein ähnliches Lebensprinzip hat Gott auch in die Natur hineingelegt. Man denke nur an einen blühenden Rosenstrauch, dessen Schönheit beeindruckt. Würde man ihn ausgraben, fände sich in der Erde verborgen ein struppiger, unansehnlicher Wurzelstock, der aber lebensnotwendig für jede einzelne herrliche Rosenknospe ist. So darf man sagen: Das, was sich nach außen hin entfaltet und von bleibender Wichtigkeit ist, hat stets unsichtbare, unansehnliche Wurzeln.

Ein schönes Beispiel dafür sind der Südtiroler Indioapostel P. Anton Sepp (1655-1733) aus Kaltern und seine elf Jahre jüngere leibliche Schwester Maria Elisabeth Sepp (1666-1741). Während Anton als unternehmungsfreudiger Jungpriester, fasziniert vom Missionsgeist der Jesuiten, in deren Orden eintrat, fand Maria Elisabeth als Sr. Maria Benedikta Aufnahme bei den Benediktinerinnen im Kloster Säben, das auf jenem eindrucksvollen Felsen liegt, der oft als „der Heilige Berg Tirols“ bezeichnet wird. Klar erkannte sie es als ihre Berufung, sich verborgen hinter Klostermauern für ihren Bruder hinzugeben, der mit 34 Jahren endlich aufbrechen durfte, um als Südamerika-Missionar

in den berühmt gewordenen Jesuitenreduktionen von Paraguay bei den Guaraní-Stämmen zu wirken (vgl. T. d. H. Nr. 63).

42 Jahre lang arbeitete er dort voll unermüdlichem Missionseifer in den Reduktionen, riesigen Dorfgemeinschaften mit Tausenden Indios. 42 Jahre aber betete und opferte auch seine Schwester Maria Benedikta im Kloster für ihn. Sicher las sie voll Interesse P. Antons lebendige Missionsberichte und auch seine Briefe an die Eltern, in denen er einmal humorvoll schrieb: *„Der Seelsorger muss hier alles sein: Koch, Geschäftsführer, Einkäufer, Leibarzt und Krankenwärter, Baumeister, Ziegelbrenner, Schreiner, Bäcker, Müller, Schmied, Weber, Gärtner, Maler und Chorregent und was noch alles an Ämtern in einer geordneten Gemeinschaft zum allgemeinen Nutzen dient. Es wird mir jetzt ein jeder ins Gesicht sagen, dass dies unmöglich sei und ein Pater all dem nicht genügen könne. Nun, ein jeder verzeihe es mir, dass es dennoch so ist. Dem göttlichen Arm ist durch eine menschliche Hand noch viel mehr zu wirken möglich!“*

Heiteren Gemüts schrieb P. Anton im Alter: *„Mein Kopf steckt noch voller neuer Ideen!“* Und entschlossen baute er mit 700 Familien eine neue Reduktion auf, die er allein betreute.

Bis zum Tod mit 78 Jahren galt seine ganze Liebe den Indios, die ihn alle ihren „großen Vater“ nannten. Stets blieb er seiner leiblichen Schwester gegenüber, die ihm zur geistigen Mutter geworden war, kindlich dankbar. Sie folgte ihm gute sieben Jahre später, am Fest Maria Erwartung 1741, in die ewige Heimat.

Eine hilfreiche Cousine

Keiner in der Umgebung von Graf Charles de Foucauld (1858-1916) hätte je gedacht, dass dieser glaubenslose reiche Lebemann, Soldat und Forscher (vgl. T. d. H. Nr. 33, 50, 70) jemals Priester werden könnte. Und doch gab es eine, die immer an seine Umkehr glaubte: Marie de Bondy, seine um acht Jahre ältere Cousine, die für ihren verwaisten, unglücklichen Vetter von klein auf wie eine zweite Mutter war. Trotz seiner jahrelangen Ausschweifungen und Irrwege machte sie ihm nie Vorwürfe und gab ihn nie auf, sondern begleitete ihn in ihrem verständnisvollen Wesen mit Gebet. Sie sollte es auch sein, die ihn durch ihre lebenslange Freundschaft geistig maßgeblich beeinflusste. Nie suchte sie den Verschlussenen, der jeden Glauben an Gott abgelegt hatte, durch religiöse Gespräche zu bekehren. Als tiefgläubige Katholikin, die täglich zur Hl. Messe ging und den Glauben unaufdringlich vorlebte, war Marie ein so beredtes Zeugnis für Charles, dass er sich mit der Zeit eingestehen musste, die Religion einer so intelligenten, edlen Seele wie der ihren könne kein Unsinn sein. Später schrieb er: „*Sie war so voller Güte, dass mir der Sinn für das Gute, den ich zehn Jahre lang verloren hatte, und die Achtung davor wieder aufgegangen sind.*“ In einem stets wachsenden inneren Ringen gestand er ihr schließlich: „*Sie sind glücklich, weil Sie glauben. Wie sehr ich auch das Licht suche, ich kann es nicht finden.*“ Da war ihr kurzer Rat: „*Beten Sie!*“, worauf er sich immer öfter bei den Worten ertappte: „*Gott, wenn Du bist, lass mich Dich finden!*“ Schließlich erzählte Marie dem 28-Jährigen vom Beichtvater ihrer Familie, Abbé Huvelin, dem er sich gleich am folgenden

Tag, dem „*gesegneten Tag*“ seiner radikalen Bekehrung, im Beichtstuhl gegenüber fand. Viele Glaubensgespräche mit Marie de Bondy, die folgten, bereicherten den Neubekehrten, dessen Suche nach der rechten Berufung sie innerlich aufmerksam begleitete. Als Charles mit 43 Jahren zum Priester geweiht wurde und allein als Missionar in die Sahara ging, blieb er weiterhin mit Marie in engem Briefverkehr. Er schrieb: „*Ich will evangelisieren durch die Gegenwart des Allerheiligsten, die Darbringung des Hl. Opfers, durch Gebet, Buße und Nächstenliebe ... In der Sahara muss der Priester einer Monstranz gleichen: Er tritt selbst zurück, um Jesus zu zeigen.*“

Seines „Apostolat der Güte“, das Marie an ihm praktiziert hatte, wandte er nun auf die Nomadenstämme Afrikas an. Sie half ihm dabei, indem sie z. B. Rosenkränze für seinen Tuareg-Stamm nach Südalgerien schickte. Er hatte sie darum gebeten: „*... ohne Kreuz, denn ich will ja Muselmanen das Beten lehren!*“ Nie scheute sich der „Diener Jesu“, wie sich Charles nun nannte, dem Gebet seiner Cousine auch innere und äußere Einsamkeiten und Leiden anzuvertrauen. „*Ich bin wie das Weizenkorn, das nicht stirbt*“, schrieb er ihr im Schmerz, hatte er doch 14 Jahre in der Wüste scheinbar vergeblich um Mitbrüder gebetet. Selbst die letzten schriftlichen Aufzeichnungen am Tag seiner Ermordung galten seiner Cousine und geistigen Mutter. Erst viel später erhielt Marie diesen Brief in Frankreich, den sie die letzten 18 Lebensjahre wie eine Reliquie aufbewahrte. Darin stand:

„Man spürt, dass man nicht genügend liebt, wie wahr ist das. Man wird nie genug lieben, aber der gütige Gott, der weiß, aus welchem Staub Er uns gebildet hat, und der uns viel mehr liebt als eine Mutter ihr Kind lieben kann Er hat uns gesagt, Er wird den, der zu Ihm kommt, nicht zurückweisen.“

Für die Kirche und ihre Hirten

*E*ine Sühneseele, die für die Heiligung der Priester zu beten und still zu dulden verstand, war die selige Anna Schäffer aus Mindelstetten/D (1882-1925). Nach einem tragischen Arbeitsunfall als 18-Jährige, bei dem sie sich ihre Beine in kochender Lauge schwer verbrannte, musste sie nicht nur über 30 schmerzvolle Operationen über sich ergehen lassen, sondern vor allem ihren Wunsch, Missionsschwester zu werden, für immer aufgeben. Nach anfänglich hartem Ringen verstand das lebensfrohe Mädchen aus Bayern immer besser, dass es die „Mission des Leidens“ war, zu der Jesus sie berufen hatte. Als man Anna später fragte, ob sie nie gedacht habe, wieder einmal aufstehen und gehen zu können, erwiderte sie lächelnd: „Der liebe Gott will, dass ich jetzt krank bin, und ich richte mich jetzt nach Seinem Willen ... Könnte ich mit einem ‚Gegrüßet seist du, Maria‘ meine Leiden beenden, wäre es nicht der Wille Gottes, ich würde es nicht tun.“ Der Herr aber überschüttete sie mit Seiner Liebe und Seinem Trost.

Während der fast 25 Jahre auf ihrem Krankenlager bis zu ihrem Tod entwickelte Anna einen erstaunlichen Gebets- und Sühneifer. In einem ihrer berühmten Traumgesichte kniete sie in ihrer Dorfkirche vor dem Hochaltar und sah: „Sooft ich für eine Seele flehte, ebenso oft ging vom Heiligsten Herzen Jesu ein Strahl aus bis zu der Stelle hin, wo die Seele war ... Und im Traum betete ich: ‚Mein Jesus, Barmherzigkeit!‘ Mit einem Male war ich von so vielen Seelen umringt ... und alle sagten: ‚Für mich auch!‘ Es waren so viele, dass ich sie nicht alle sehen konnte ... Ich betete unaufhörlich: ‚Mein Jesus, Barmherzigkeit!‘“ Immer aber betonte Anna: „Für die heilige Kirche und ihre Hirten zu beten und zu leiden, geht mir über alles ... Für die Priester möchte ich jetzt und auch dann am meisten beten!“ Sie hatte wirklich verstanden, dass die Gebete und Opfer einer Priestermutter immer an jene vorderste Schlachtreihe gehen, wo im geistlichen Leben verletzte und sterbende Priester liegen!

Maria Sieler

*W*enn wir, liebe Leser, in diesem Triumph des Herzens Eure Aufmerksamkeit auf Frauen lenken, denen die Heiligung der Priester am Herzen lag, dann muss unbedingt auf Maria Sieler (1899-1952) aus der Steiermark/Österreich hingewiesen werden, eine einfache, junge Frau mit nur wenigen Jahren Schulbildung. Viel verkannt und viel zu unbekannt, verdient sie es ganz besonders, dass wir sie und ihre „priester-mütterliche“ Sendung ein wenig kennenlernen. Die erste auffallende Gnade erhielt das Bauernmädchen schon sehr früh. Als die Sechsjährige beim Schulgebet andächtig auf das

Kreuz blickte, vernahm ihre Seele plötzlich die Worte: „Schau her zu Mir und bete andächtig; von dieser Art des Gebetes wirst du zu jener Art gelangen, dass du mit Mir reden kannst, wie Menschen unter sich reden.“

Damit begann für Maria ein mystischer Gnadenweg des Gebetes und eine stets wachsende innere Vertrautheit mit Jesus, die ihrer Familie damals wie auch später ganz verborgen blieb. Nach außen hin war das heranwachsende Mädchen heiter und arbeitete fleißig auf dem Hof. Obwohl Maria ab dem 16. Lebensjahr mehrmals versucht hatte, in ein Kloster einzutreten,

erfüllte sich dieser Wunsch nie. Der Herr hatte anderes mit ihr vor, und sie notierte in ihr geistliches Tagebuch: *„Ich soll Ihm das Opfer meines Lebens anbieten und es Ihm ganz zur Verfügung stellen.“* Die mittlerweile 24-Jährige hatte nicht den Mut dazu und zögerte, bis der Herr selbst eingriff: *„Am 7. Dezember 1923 ... als ich von der Kommunionbank aufstehen wollte, hatte ich einen ganz ungewöhnlich starken Eindruck von der Gegenwart des*

Herrn, der zu mir sagte: ‚Wenn du dich nicht überwinden willst, so suche Ich Mir eine andere Seele. Tausend andere stehen Mir zur Verfügung, denen Ich Meine Gnaden geben kann.‘“ Sofort gab sie ihr entscheidendes *„So wie Du willst“*. *„Nachher habe ich beim Muttergottesaltar alles Maria anempfohlen und um ihre Hilfe gebeten, dass ich durch sie befähigt werde, die Hingabe recht zu machen.“*

„Ich will ganz neue Gnaden ausströmen lassen!“

Ab 1924 schenkte der Herr Maria Sieler ganz neue mystische Gnaden und erklärte ihr immer klarer jene Aufgabe, für die Er sie auserwählt hatte: „Ich will den Geist Meines Herzens neu in der Kirche ausgießen, und du sollst Mir das Werkzeug sein. Du sollst Mir Opfer sein für Meine Kirche, für die Erneuerung des Priestertums. Durch dich will Ich ganz neue Gnaden ausströmen lassen für das Priestertum und somit für die Seelen. Die Erneuerung wird, von den Priestern ausgehend, auch die Gläubigen erfassen.“

Seit den 30er Jahren schenkte der Herr Maria Sieler klare Erkenntnisse hinsichtlich einer Glaubensverflachung: *„Es ist eine Kluft entstanden zwischen Lehre und Praxis; der Priester wird selbst nicht mehr warm von dem, was er als Studium in sich aufnimmt.*

Die Priester glauben nicht mehr an ihr Priestertum, sie betrachten es mit rein natürlichen Augen, wie irgendeinen Beruf ... Wenn sie unterrichten oder predigen, ist ihr Herz nicht dabei. Daher vermitteln sie wohl Wissen, wecken aber keinen Glauben und entzünden keine Liebe.“ Jesus klagte: *„Der Glaube an ihr Priestertum ist in den Priestern fast ganz erstorben.“*

Zum Trost durfte Maria Sieler aber eine große Schar von Priestern vorausschauen, die später voll Glaube und Leben Christi sein werden. Sie sah diese innerlich erneuerten Priester, wie sie zu einem *„Senfkörnlein“ für die Kirche werden, zum ‚Sauerteig‘, der alles durchdringt. Jesus fängt klein an, mit wenigen, wie einst mit Seinen Aposteln, aber ... der Glaube wird den einzelnen Priester und schließlich die ganze Kirche umwandeln.“*

Geistige Mutterschaft für die Kirche

Die Krönung der Berufung Maria Sielers bestand in ihrer Mutterschaft für die Priester. Darüber schrieb sie: „Der Heiland hat mir heute ein kostbares ... Versprechen gegeben: Er stellte mich als ‚geistige Mutter‘ Seiner Kirche bzw. dem Priestertum zur Verfügung. Alle meine Opfer und Leiden, alles erkämpf-

te und erlittene Gute, alle moralische Vollkommenheit, die außergewöhnliche, meiner geistigen Aufgabe entsprechende Vereinigung mit Ihm, alles dies - so lässt Er mich wissen - ist ein geistiger Schatz für das Priestertum. All das seelisch Errungene wird irgendwie fruchtbar in den Priestern. Alle

Gnaden meines Innenlebens sind gleichsam Eigentum des Priestertums. Die Priester können daraus schöpfen, und jeder wird vom Herrn das erlangen, worum er Ihn bittet; denn dieser Schatz ist opfernd von mir - in Christus - vorverdient worden ...

So wie eine Mutter ihre Anlagen auf ihre Nachkommenschaft überträgt, so wird mein inneres Leben und alle inneren Gnaden bzw. die erreichte Vereinigung mit Christus, wie eine Vererbung weitergeleitet, in der Kirche wirksam sein.“

Jesus teilte Maria Sieler immer mehr von Seinem Innenleben mit und wollte, dass sie es in ihrer Seele wie „nachlebe“ und an die Priester weiterschenke: *„Ich schaute in Seinem Herzen eine unaussprechliche Liebe zu den Priestern. Dann sah ich, wie Jesus mich zwischen Sich und die Priester stellte und wie alle Liebe und Gnade aus Seinem Herzen in das meine strömte und durch das meine*

in die Herzen der Priester. In klarem Licht erkannte ich, dass auch alle jene Gnaden, die von den Priestern nicht angenommen oder gar zurückgewiesen werden, in mein Herz zurückfließen sollen, dass ich sie dort aufbewahre bis zu dem Augenblick, da jene Priester bereit wären, sie neu zu empfangen.“

Und so wurde es für Maria Sieler zur Gewissheit: *„Ich bin mir innerlich sicher, dass mein Leben und alle von Gott erhaltenen Gnaden für die Erneuerung des Priestertums bestimmt sind ... Infolge der besonderen Fürbitte Mariens fließen diese neuen Gnaden durch eine Frauenseele den Priestern zu.“* Als sie daraufhin fragte: *„Warum benützt Du aber eine Frauenseele?“*, antwortete ihr Jesus: *„Das hat Meine Mutter getan. Sie war die Erste, welche die Menschheit in sich überwunden und gottaufnahmefähig gemacht hat.“* Und Maria Sieler dankte der Gottesmutter.

Alle Gnadenschätze gehen durch die Hände Mariens

*T*ief erkannte Maria Sieler auch die einzigartige Aufgabe, die der Gottesmutter bei der Erneuerung des Priestertums zukommt: *„Maria war nach dem Tod ihres Sohnes die Mutter der jungen Kirche. Sie war es, welche die ersten Priester erst so recht in den Geist und in das Wesen ihres Göttlichen Sohnes einführte und ihnen vollends das Innerste des Heilandes mitteilte und sie darin festigte ... Maria ist auch die Rettung und Führerin in dieser dunklen Zeit für die Kirche; sie ist die geistige Lebensspenderin und Mutter ... die Vermittlerin aller Gnaden ... Es war mir, als breite Maria die Hände aus und spräche: ‚Alles wird gegeben auf meine Fürbitte, indem es mir gestattet ist, die Schätze der Erlösungsgnaden an die Kirche auszuteilen.‘ ... Es ist ihre Herzenssache, für die sie einsteht und kämpft. Sie wird sich auch heute noch als starke Frau erweisen und wird ihre Würde und Macht als Miterlöserin dem verdorbenen Geist der*

Jetztzeit entgegenstellen.“

Weil jedoch damals eine Krise der Priester, wie wir sie heute erleben, weder erkennbar noch voraussehbar war, schien vonseiten der Kirche keine Erneuerung nötig. Bis zu ihrem unerwarteten Tod mit 53 Jahren in Rom sollte es neben einem unsicheren, armen, verkannten Dasein für Maria Sieler das „Kreuz ihres Lebens“ bleiben, die Absichten und Wünsche Jesu zwar klar vor Augen zu haben, sie jedoch von der Kirche nicht bestätigt zu wissen.

Dieser Verzicht, von der Verwirklichung eines erneuerten Priestertums nichts sehen zu dürfen, gehörte wohl zum Opferweg dieser heiligmäßigen Frau. Wie auch immer sich diese große Erneuerung der Kirche durch die Heiligung der Priester vollziehen wird, der Herr hat Maria Sieler schon 1944 versprochen:

„Den letzten und endgültigen Weg der Ausführung behalte Ich Mir als Mein Geheimnis vor. Meine göttliche Vorsehung wird alles fügen.“

Ein Kardinal und seine Mütter

Zwei weitere beispielhafte Frauen seien hier erwähnt, die von priesterlicher Opfertätigkeit derart geprägt waren, dass sie für den seliggesprochenen Märtyrerkardinal Alojzije Stepinac (1898-1960) (vgl. T. d. H. Nr. 35) zu geistigen Müttern wurden. Die erste ist seine leibliche Mutter, über die Kardinal Kuharić (1919-2002), der Erzbischof von Zagreb, sagte: *„Man kann Stepinac und sein heroisches Leben nicht verstehen, ohne seine Mutter zu kennen.“*

Tatsächlich war Barbara Stepinac, die tiefgläubige Ehefrau eines wohlhabenden kroatischen Weinbauern und neunfache Mutter, bei aller Einfachheit eine auffallend weise, inspirierte Frau. Als ihr Sohn Alojzije am 9. Mai 1898, einen Tag nach seiner Geburt, in der Pfarrkirche von Krašić getauft wurde, versprach sie bei der Tauffeier, bis zu ihrem Lebensende täglich zu beten und dreimal wöchentlich bei Brot und Wasser zu fasten, damit dieses Kind einmal Priester werde. Außer dem Pfarrer wusste niemand von Mutter Barbaras geheimem Entschluss, wollte sie ja die Berufswahl ihres Sohnes dadurch nicht beeinflussen.

32 Jahre lang hielt sie treu ihr Gelübde, bis der glückliche Tag kam, an dem Alojzije im Sommer 1931 als Neupriester daheim in Krašić seine Primizmesse feierte. Damals wandte sich der Pfarrer mit den Worten an Mutter Stepinac: *„Barbara, jetzt kannst du endlich aufhören zu fasten!“* Sie jedoch erwiderte entschlossen: *„Aber bestimmt nicht! Jetzt bete und faste ich noch mehr, damit mein Sohn ein heiliger Priester wird!“*

Während der folgenden schweren Jahre, in denen nach den Faschisten und Nationalsozialisten die Kommunisten in Jugoslawien die Macht ergriffen, war es vor allem der feste Glaube der treu betenden Mutter Stepinac, der ihrem Sohn Kraft und Mut schenkte, allen Angriffen standzuhalten. Nachdem sie 1934 Alojzijes Weihe zum damals jüngsten Bischof der Welt miterleben durfte, ging Mutter Barbara noch als

80-Jährige den Kreuzweg ihres Sohnes mit, der 1946 verhaftet, als Volksfeind und Landesverräter angeklagt und in einem Schauprozess zu 16 Jahren Kerker und Zwangsarbeit verurteilt wurde. Zwei Jahre später, während seiner Haft, starb die Mutter, die ihm nicht nur leiblich, sondern auch geistig Mutter geworden war.

Doch im Laufe der fünf Jahre Gefangenschaft schenkte Gott diesem treuen Hirten der Kirche, den man in der Zelle immer mit dem Rosenkranz in der Hand antraf, noch eine andere geistige Mutter auf besondere Art. Es war Maria Bordoni (1916-1978), die damals als Gründerin des Institutes „Mater Dei“ mit ihren Schwestern in Castelgandolfo bei Rom lebte. Die inzwischen von der Kirche zur Dienerin Gottes erklärte, ebenso große wie verborgene Mystikerin war ganz durchdrungen vom priesterlichen Geist, sich als Opfer für den Klerus hinzugeben. Oft betete sie in der Nacht für die Kirche, den Heiligen Vater, die Priester und die verfolgten Christen. Die Gottesmutter sprach zu ihrer Seele und nahm Maria Bordoni nachts viele Male in Bilokation in Elendsgebiete und zur Zeit des Kommunismus auch in Ostblockländer mit, um den Leidenden in Gefängnissen und Arbeitslagern Trost zu bringen.

Wie uns die Schwestern des Institutes im März 2010 persönlich bestätigten, durfte Maria Bordoni in Bilokation auch den inhaftierten Kardinal Stepinac besuchen: Die Gottesmutter zeigte ihr einen Priester im Gefängnis, der auf einem Stuhl saß. Weit vorgebeugt, die Arme auf seine Knie gestützt, ließ er den Rosenkranz durch die Finger gleiten und betete. Da sagte die Gottesmutter zu Maria: *„Siehst du diesen meinen geliebten Sohn? Er leidet so sehr. Betet viel für diesen meinen geliebten Sohn. Sein Name ist Alojzije Stepinac.“*

Als Papst Johannes Paul II. den Märtyrerbischof 1997 in Kroatien seligsprach, erinnerten sich Maria Bordonis Schwestern in Castelgandolfo,

dass sie durch den schriftlichen Nachlass und aus mündlichen Berichten ihrer Gründerin diesen Namen bereits kannten. Bei ihren Nachforschungen in den geistlichen Notizen fand sich dann tatsächlich der „Trostbesuch“ von Maria Bordoni bei Kardinal Stepinac bestätigt,

der übrigens nach seiner Gefangenschaft noch neun Jahre in seinem Geburtsort, immer streng bewacht von 30 Männern, unter Hausarrest gestellt worden war, ehe er mit Worten der Vergebung für alle, die ihm Unrecht angetan hatten, 1960 starb.

„Ich möchte wie das ewige Licht beim Altar sein, das sich langsam vor dem Tabernakel des Herrn für die Kirche und den Heiligen Vater, für alle Priester und Missionare verzehrt.“

Maria Bordoni

Das bewusste „Ja“ einer Schwerkranken

*E*ine andere Frau, die aus ihren Leiden ein stilles, aber bewusstes Geschenk für die Priester machte, lernten zwei unserer Schwestern in Tschechien kennen. Anlässlich der Priesterweihe von P. Florian und P. Alain Marie am 29. Juni 2007 im Barmherzigkeitskloster in Grätzen erlebten die beiden in einer Gastfamilie, bei der sie übernachteten, etwas sehr Eindrückliches. Sie machten dort die Bekanntschaft mit der Großmutter des Hauses namens Adele, die vor 15 Jahren einen Schlaganfall erlitten hatte und seither ein Pflegefall war. Seit zehn Jahren konnte diese Oma nicht mehr sprechen, und schon sieben Jahre dämmerte sie nur mehr in einem schlafähnlichen Zustand dahin.

Obwohl die Kranke keine Reaktion zeigte, sondern mit geschlossenen Augen unbeweglich im Rollstuhl saß, erzählten ihr die Schwestern von der Priesterweihe. Zum Schluss fragten sie die scheinbar teilnahmslose Frau: *„Adele, wären Sie bereit, für die beiden Neupriester zu beten und Ihre schwere Krankheit für sie aufzuopfern?“* Da öffnete die Großmutter völlig unerwartet ihre Augen und nickte mehrmals deutlich. Als die Schwestern ihre Frage wiederholten, um sicher zu sein, dass Adele sie wirklich richtig verstanden hatte, versuchte sie sogar zu antworten, aber ihre Stimme versagte. Die Familienangehörigen waren sprachlos! Nie hatten sie eine ähnliche Reaktion von ihr erlebt!

Eine gottgeschenkte Freundschaft

*N*icht selten werden die Schwestern unserer Gemeinschaft „Familie Mariens“ gefragt: *„Was sind eigentlich die Wesenszüge eurer Spiritualität?“* Nach ihrer Liebe zur Hl. Eucharistie und zur Gottesmutter betonen die Missionarinnen dann immer: *„All unser Beten,*

unsere Freuden und unsere Alltagsopfer, unser gesamtes Wirken im jeweiligen Aufgabenbereich schenken wir Gott für die Heiligung der Priester. So möchten wir ganz verborgen den Priestern Gnaden vermitteln und dadurch geistig Mutter für sie werden.“

Oft heißt es dann überrascht: *„Ist das schön, aber von so einer Art der Mutterschaft haben wir noch nie gehört!“*

Ähnlich erging es einem Franziskanerpater, der unserer Gemeinschaft in den Anfangszeiten in Civitella ein wahrer Priesterfreund geworden war. Sr. Michaela erzählt:

„1994 kamen wir nach Civitella in den Abruzzen, wo uns die dortigen Franziskaner von Anfang an mit Rat und Tat zur Seite standen. So begleitete mich vor Weihnachten ein älterer, etwa 60-jähriger Franziskaner bereitwillig zum Blumenkaufen, um mir den Weg zu zeigen. Trotz meiner begrenzten Italienischkenntnisse war die Autofahrt unterhaltsam, und ich dachte bei mir: *„Das ist aber ein bescheidener, fröhlicher Franziskaner!“* Als P. Ulderico, so hieß er, im Laufe des Gespräches erzählte: *„Bei uns im Konvent macht jeder alles“*, fragte ich ihn, wie denn ihr Oberer heiße, worauf er schlicht antwortete: *„Der bin ich.“* Da mussten wir beide lachen. Das war der Beginn unserer von Gott selbst geschenkten Freundschaft.

Immer wieder schaute P. Ulderico von nun an bei mir in der Küche von Casa San Giuseppe vorbei und brachte Obst, Brot oder sonst etwas Gutes. Besonders schätzte er es, wenn wir dann ein Weilchen in den Garten gingen, zusammen beteten und über etwas Schönes aus unserer Spiritualität sprachen. Bei einem dieser geistigen Gespräche stellte er mir - ein Ordensmann aus einem Männerkonvent mit Männerhaushalt - ganz unerwartet die Frage: *„Was ist eigentlich die tiefste Aufgabe von euch Schwestern hier in diesem Brüderhaus?“*

So begann ich ihm über die Priestermutterschaft

zu erzählen und stellte erstaunt fest, wie getroffen P. Ulderico von dieser ihm völlig unbekanntem geistigen Wirklichkeit war, dass selbst eine junge Schwester wie ich mit 25 Jahren geistig Mutter für Priester werden kann. Seine Seele verstand intuitiv. Dankbar fand sein Inneres endlich, was ihm jahrzehntelang gefehlt hatte. *„In meiner Seminarzeit“*, so vertraute er mir nämlich an, *„bekamen wir eine ganz andere Formung. Die Frau wurde als große Gefahr für uns Priester hingestellt, die es am besten zu meiden galt.“*

Jetzt hingegen durfte ich erleben, wie sich die Einstellung dieses reifen Priesters veränderte. Oft war ich es nun, die überrascht war, wie gut er den Geist der Priestermutterschaft erfasste und wie demütig er immer wieder sagte: *„Bitte bete für mich!“*

Obwohl P. Ulderico später in ein Kloster am Meer versetzt wurde, hinderte uns die äußere Distanz nie, unsere innere Verbundenheit für fünf weitere Jahre zu leben. Als er an Krebs erkrankte, konnte ich den abgemagerten P. Ulderico noch kurz vor seinem Tod im Krankenhaus besuchen. Sobald ich sein Zimmer betrat, begann er vor Freude zu weinen. Es bedurfte keiner Worte mehr. Innerlich gedrängt, bat ich nur noch, beichten zu dürfen. Dieser priesterliche Dienst war P. Uldericos *„Abschiedsgeschenk“* an mich. Zwei Tage später betete ich auf einer Wallfahrt nach Assisi am Grab des hl. Franziskus für seinen geistigen Sohn und bat ihn, er möge ihn doch bald zu Gott geleiten. Tatsächlich erfuhren wir am Abend nach unserer Rückkehr, dass der gute P. Ulderico an diesem Tag hatte heimgehen dürfen.“

„Die Gottesmutter will sich Seelen heranbilden, um ihr Leben weiterzuleben für die Priester.“

„O Maria, sei du uns Mutter und lass uns

für den lieben Jesus ein klein wenig das sein, was du Ihm warst:

treueste Magd und priesterliche Helferin!“

Maria Sieler

Ein Blankoscheck für Jesus

1988 wurde Joachim Kardinal Meisner von Papst Johannes Paul II. zum Erzbischof von Köln ernannt. Schweren Herzens verließ er seinen Bischofssitz in Berlin, wo er sowohl für die Christen in West- als auch in Ostberlin und Umgebung als Hirte verantwortlich gewesen war.

Obwohl er einen Tag vor seiner Priesterweihe im Alter von 29 Jahren Gott mit einem „Blankoscheck“ völlige Verfügbarkeit über sein Leben gegeben hatte, wurde er von dieser Ernennung doch sehr überrascht. Aber im Vertrauen darauf, dass Gott ihn führt, übernahm er tatkräftig die neue Diözese, in der er bis zum heutigen Tag mutig und kompromisslos für die Wahrheit des katholischen Glaubens eintritt. In ihm hat Papst Benedikt XVI., dessen persönlicher Freund er ist, die wohl treueste Stütze.

Glaubenszeugen, die mich prägten

*B*ereits in seiner Kindheit erlebte Joachim Meisner, wie viel Mut und Einsatz es braucht, ohne Kompromisse für den katholischen Glauben einzustehen. Joachim war erst zwölf Jahre alt, als seine Mutter 1945 mit ihren vier Söhnen aus Breslau fliehen musste und sich in einem kleinen Dorf in der thüringischen Diaspora niederließ. Sie war allein, denn der Vater war im Krieg gefallen. Der Erzbischof erinnert sich noch gut an diese Jahre seiner Kindheit: *„Unsere Mutter war eine bildhübsche Frau ... Diese schöne und vornehme Frau schuftete jede Woche einen ganzen Tag in der Waschküche, um für uns Kinder mit primitivsten Mitteln die Wäsche zu waschen. An den übrigen Tagen ging sie zur Arbeit, um den nötigen Lebensunterhalt zu verdienen.“*

Sie lebte „... fort von der Familie, einen Alltag, in dem sie für ihre vier Kinder als Vater und Mutter zugleich gefordert war. Ihr werktätiger Glaube, ihre Opferbereitschaft und die Standhaftigkeit ihrer Hoffnung bildeten den selbstverständlichen Hintergrund, auf dem meine Berufung reifen konnte. Weiter als meine Mutter habe ich

es in meinem Glaubensleben bisher nicht gebracht!“

Mit großer Dankbarkeit denkt Kardinal Meisner auch an die Diasporachristen zurück, durch deren Beispiel er unsagbar viel für seinen priesterlichen Weg gelernt hat. Ihr Pfarrer hatte 30 Dörfer zu betreuen, und so hatten die Gläubigen oft weite Wegstrecken zurückzulegen, um eine Hl. Messe mitfeiern zu können: *„Bis zum Nachbardorf waren es sieben Kilometer. Und waren wir unterwegs, so beteten wir auf dem Hin- und Rückweg den Rosenkranz oder den Kreuzweg und sprachen über Glaube, Kirche und Welt. Hier, auf diesen Touren, habe ich Rosenkranz und Kreuzweg gelernt; heute noch gehört beides zum Grundbestand meines Glaubenslebens ... Vom Glaubenszeugnis der Frauen und Männer unserer Diasporagemeinde zehre ich bis heute. Es bildet gleichsam das Fundament, auf dem ich - selbst als Erzbischof und Kardinal - stehe.“*

Da war zum Beispiel der gute „Opa Elsner“, der durch sein Vorbild ohne Worte die Kinder und Jugendlichen den unermesslichen Wert

der Hl. Eucharistie lehrte. Ob Sommer oder Winter, ging er an seinem Stock den langen Weg zur Hl. Messe in den Nachbarort. Einmal fand ihn der junge Joachim bewusstlos im Schnee liegen, da der alte Mann auf dem Weg zur Kirche ausgerutscht war und sich beim Fall eine Gehirnerschütterung zugezogen hatte. Diese *„Glaubenszeugen meiner Diasporagemeinde ... waren Dolmetscher meiner Berufung zum Priestertum.“*

Im Jahr 1946 wurde der kroatische Erzbischof Alojzije Stepinac in Zagreb als Landesverräter verurteilt. Sogar in der damaligen DDR erregte dieser skandalöse Schauprozess des Kirchenfürsten großes Aufsehen. Drei Jahre später fand der Schauprozess des Erzbischofs und Primas von Ungarn József Kardinal Mindszenty statt. Der 16-jährige Joachim Meisner war von diesen Prozessen tief beeindruckt. Er erinnert

sich noch gut: *„Obwohl ich alles nur aus den kommunistischen Zeitungen verfolgen konnte, in denen diese Glaubenshelden als Konterrevolutionäre, als Faschisten und Spione des Vatikans verurteilt wurden, waren sie für mich - gerade deswegen - leuchtende Vorbilder des Glaubens und echte Zeugen Jesu Christi. Bis heute trage ich eine große Verehrung für diese Märtyrerbischofe im Herzen.“* Er schnitt sich damals aus einer kommunistischen Illustrierten die Fotos der Kardinäle Stepinac und Mindszenty aus, wie sie auf der Anklagebank saßen, und klebte die Bilder über seinem Bett an die Wand. *„Diese beiden Bischöfe waren für mich wie die Feuersäule der Israeliten bei ihrem Wüstenzug, die mich durch die damaligen schwierigen Verhältnisse sicher zum Priestertum geführt hat.“*

Hier bin ich, Herr

*N*ach dem Philosophie- und Theologiestudium in Erfurt empfing Joachim Meisner am 22. Dezember 1962 die Priesterweihe. Am Vorabend dieses großen Tages dachte er daran, wie er in wenigen Stunden sein *„Adsum“*, *„Hier bin ich, Herr!“* feierlich vor dem Bischof und der Gemeinde aussprechen würde. Ja, er wollte wirklich zu allem bereit sein. In der Sorge, dass er im entscheidenden Augenblick vor Aufregung nicht mit ganzer Sammlung sein Jawort sprechen könne, entschloss er sich, schon am Vorabend Gott seine aufrichtige Ganzhingabe auszudrücken. *„Ich nahm einen Zettel“*, erzählt er, *„schrieb den Ort und das Datum darauf: Erfurt, den 21.12.1962, setzte meine Unterschrift darunter und ließ die Spalte, in der man den Betrag notierte, frei, und betete: ‚Herr, ich gehe, wohin Du willst: in die Thüringische Diaspora, in die Rhön oder ins Eichsfeld.‘ Dass die Kirche Gottes aber größer ist als das bischöfliche Amt Erfurt, habe ich damals nicht bedacht. Dass Gott mich eines Tages nach Berlin oder*

Köln schicken würde, ahnte ich nicht, und ich bin auch froh darüber. Denn ich weiß nicht, ob ich sonst damals den Mut aufgebracht hätte, dem Herrn einen Blankoscheck auszustellen.“

Die erste Überraschung der „Einlösung“ seines Blankoschecks erlebte der Neupriester gleich nach der Weihe durch die ihm zugewiesene Kaplanstelle. Er wurde in die Pfarrei St. Aegidien in Heiligenstadt (damals DDR) zu einem Pfarrer geschickt, den *„ich als schwerkranken Priester erlebt habe, der von der Alzheimerkrankheit gezeichnet war. Und doch konnte man Ausstrahlung und Format dieses gottbegnadeten Priesters erahnen.“* (vgl. Triumph des Herzens Nr. 93)

Einer seiner Mitbrüder bemitleidete den jungen Kaplan Meisner: *„... denn von diesem Pfarrer könne man ja pastoral nichts oder nur sehr wenig lernen.“* Doch gerade das Gegenteil war der Fall. *„Schon nach wenigen Wochen spürte ich, dass ich bei ihm genau das lernen konnte, was man bei vielen modernen*

Geistlichen nur noch selten antrifft: eine tiefe und selbstverständliche Identität mit der Kirche und eine gleichsam mystische Glaubensverbundenheit mit Christus.“

Als dieser Priester dann sogar auf das Pfarramt verzichten musste, „wurde er durch die dunkle Nacht der fortschreitenden Alzheimerkrankheit geführt. Gott allein weiß, wie groß die Konfiguration Seines Priesters mit Ihm selbst in dieser Zeit geworden ist. Ich rechne es zu den größten Gnaden, die ich während meines Priesterlebens empfangen habe, einen solchen Priester als ersten Pfarrer erleben zu dürfen, der mich in meiner Berufung sicherer und fester gemacht hat. Dank seines Beispiels schrieb ich viele Jahre später in mein Bischofswappen das Wort aus dem 2. Korintherbrief: ‚Spes nostra firma est

pro nobis‘ - ‚Unsere Hoffnung für euch steht fest und unerschütterlich.‘“

Joachim Kardinal Meisner ist durch seine eigene Erfahrung zutiefst überzeugt, dass Berufungen zum gottgeweihten Leben vor allem eine Frucht des Gebetes und des gelebten Beispiels sind. Deshalb gründete er am 11. Juni 1999 die Gebetsgemeinschaft „Rogamus“ - „Lasst uns bitten“. Jeder, ob alt oder jung, krank oder gesund, kann Mitglied werden, wenn er sich verpflichtet, täglich um Priester- und Ordensberufungen sowie um Berufungen zum Diakonats und zum gottgeweihten Leben zu beten. Durch ihr Gebet unterstützen die Mitglieder die Berufenen und helfen mit, in der eigenen Familie und Gemeinde eine Atmosphäre zu schaffen, in der geistliche Berufungen in Geborgenheit und Freiheit wachsen können.

Die Zitate sind entnommen aus: Joachim Kardinal Meisner, *Worte belehren, Beispiele reißen mit!* in: M. Müller (Hrsg.), *Wenn Gott ruft ... , 23 Berufungsgeschichten*, Aachen 1997, S. 190-210. Joachim Kardinal Meisner, *Predigt zum Gedenkgottesdienst für Pater Werenfried van Straaten am 22. Januar 2005 im Hohen Dom zu Köln.*

Die Ganzhingabe trägt mich

P. Ansgar Wucherpfennig SJ lehrt als Professor für neutestamentliche Exegese an der philosophisch-theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main. Er ist nicht nur ein glücklicher Priester, sondern auch mit ganzem Herzen ein Sohn des hl. Ignatius.

Doch das war nicht immer so. Vor einigen Jahren durchlebte der Jesuit eine schwere Berufungskrise, die ihn fast dazu geführt hätte, sein Priestertum und die Wissenschaft an den Nagel zu hängen - wie man so sagt. Wie es dazu kam und was ihn „gerettet“ hat, erzählte er uns in einem Gespräch.

*I*m Jahr 1965 wurde ich in Hannover (D) geboren und wuchs in einer Familie auf, die man gewöhnlich „gut katholisch“ nennt. Von meiner Großmutter lernte ich das Rosenkranzgebet, und meine Eltern gaben uns Kindern viel Liebe zur Kirche mit. Das brauchte Mut, denn im Norden Deutschlands lebten wir als Katholiken

in der Diaspora. Unsere Nachbarn und Schulkameraden waren fast alle evangelisch, nur wenige waren gläubig. Schon als kleiner Junge beeindruckte mich das Leben meines Priesteronkels. Er war in einem Städtchen in der Nähe von Bremen Pfarrer. Wenn ich ihn besuchen durfte, war das immer ein Fest für

mich. Ich erinnere mich gut, wie glücklich und erfüllt er von seinen Pastoralbesuchen aus dem Gefängnis zurückkam. Da war es für mich klar: Auch ich möchte einmal Priester werden.

Deshalb entschied ich mich für ein humanistisches Gymnasium, wo ich Latein und Griechisch lernte. Für das Theologiestudium braucht man das, sagten meine Eltern. Und es hilft mir tatsächlich sehr für meine jetzige Arbeit mit der Heiligen Schrift.

Als ich 13, 14 Jahre alt wurde, veränderten sich meine Ideale und damit auch meine Berufsvorstellungen und Zukunftspläne. Mein großer Wunsch war es auf einmal, Musik und Theaterwissenschaft zu studieren. Doch der Herr fand einen Weg, mich an meine eigentliche Berufung zu erinnern. Bei der Bundeswehr war ich unvermittelt mit einem Leben konfrontiert, das mir sehr fremd war: Kameraden, die bis zum Exzess tranken und oft mit Gott und ihrem Leben nichts anzufangen wussten. Trotzdem sollten wir in einer Kaserne zusammenleben. Da wurde mir wieder bewusst, welche Werte in unserer Familie selbstverständlich waren. Und das führte mich zu meiner ursprünglichen Begeisterung zurück: Der Glaube wurde wieder wichtig in meinem Leben.

Mit viel Enthusiasmus durchlief ich eine ausgezeichnete wissenschaftliche Ausbildung bei den Jesuiten in Sankt Georgen. Im geistlichen Leben setzten die Oberen aber doch oft voraus, dass wir uns selbst zurechtfinden. Dabei fiel unser Studium mitten in die Krise der 80er Jahre. Wir studierten viel, schöpften aber nicht wirklich aus den Quellen des Glaubens: vom Hl. Messopfer, von der Anbetung, vom Lobpreis und von einer gesunden Verehrung der Muttergottes. Auch die Liturgie konnte kein feierliches Zuhause für uns werden. „Moderne“ Experimente waren an der Tagesordnung: eine christliche Paschafeier anstelle der Messe und ein Zeitungsartikel statt der biblischen Lesung. Doch ich bekam Durst nach mehr, und deswegen bin ich bei den Jesuiten eingetreten.

Nach dem Noviziat und zwei Jahren Jugendarbeit stellte sich für mich ernsthaft die Frage, ob ich in der Jugendarbeit bleiben oder in die biblische Wissenschaft einsteigen sollte. Mein Provinzial

entschied, ich sollte neutestamentliche Exegese studieren. Mein Herz hing eigentlich mehr am Alten Testament, und so war ich zunächst enttäuscht. Aber heute kann ich sagen: Es war eine der glücklichsten Entscheidungen, die die Oberen für mich getroffen haben. Denn nie hätte ich sonst Jesus und die Fülle Seines Lebens so kennenlernen können, wie ich es durch meine wissenschaftliche Arbeit erleben durfte und bis heute täglich neu erfahre.

*I*m Jahr 1997 wurde ich in Frankfurt zum Priester geweiht. Während ich an meiner Doktorarbeit schrieb, übernahm ich in einem kleinen Dorf bei Würzburg die Seelsorge. Nach dem Abschluss der Doktorarbeit kam ich dann nach Frankfurt, begann zu unterrichten und schrieb gleichzeitig an meiner Habilitation. Ich arbeitete jede freie Minute und bemerkte nicht, dass mir so für das Gebet kaum mehr Zeit blieb. Innerlich wurde ich immer trauriger und müder, sah keinen Sinn mehr in meiner Arbeit, lief nur noch von Termin zu Termin und hatte meinen Kopf oft mehr bei einer jungen Ordensschwester als bei den Menschen, mit denen ich zu tun hatte. Körperlich war ich erschöpft. Auch die Feier der Hl. Messe und das Gebet waren in dieser Zeit mehr eine Pflicht, als dass ich mit dem Herzen dabei war. So ging es fast ein Semester lang, und ich war schließlich drauf und dran, mein Priestertum aufzugeben und der Wissenschaft den Rücken zu kehren.

In diesem Zustand kam ich im Frühjahr 2006 nach Rom an das Bibelinstitut der Jesuiten. Trotz meiner Krise bekam ich irgendwoher die Idee, bei den Vorlesungen ein Kollarhemd zu tragen und mein Priestertum vor den Studenten auf diese Weise sichtbar zu machen. Da ich mich aber selbst dabei unwohl fühlte, zog ich es nach dem Unterricht aus und einen Pullover an. Meine Studenten fanden das eigenartig und sprachen mich darauf an. Gespräche mit mehreren Freunden und viel Hin- und Herüberlegen brachten mich dann dazu, mein Priestertum nicht wieder „auszuziehen“, wenn es mir nicht mehr passte. Das war ein entscheidender Schritt hin zu meiner „Bekehrung“, zu einem erfüllten

und glücklichen Priesterleben.

Zurückgekehrt nach Deutschland, erzählte ich einer Bekannten von meiner Entscheidung, in der Hoffnung, daraufhin ein dickes Lob zu bekommen. Aber sie war nicht beeindruckt, sondern meinte nur: „*Das bleibt noch äußerlich. Was es braucht, ist doch auch eine innere Erneuerung.*“ Sie hatte das Richtige geahnt. Denn obwohl mir das äußere Zeichen neue Kraft gab, war damit die Krise noch nicht wirklich überwunden.

*D*a machte mich jemand auf die Schriften des hl. Grignon über die Marienweihe aufmerksam. Ich nahm das Buch, verschlang es und folgte den 33 Tagen zur Vorbereitung der Weihe an die Muttergottes. So bekam ich wieder neue Freude am Jesuit- und Priestersein. Am 1. Oktober, dem Festtag der hl. Theresia von Lisieux, weihte ich dann zum ersten Mal mein Jesuit- und Priestersein der Muttergottes. Ich schrieb ein persönliches Hingabegebet, in dem ich das formuliert habe, was für mich heute wesentlich ist: die Anbetung, das Lesen der Hl.

Schrift und das Gebet mit Maria, gewöhnlich der Rosenkranz, als Quellen meines priesterlichen Lebens. Denn wer für Jesus lebt, muss sich Zeit nehmen, mit Ihm im Gebet allein zu sein. Erst daraus bekomme ich täglich neu die Kraft, die evangelischen Räte zu leben, vor allem die Keuschheit. Denn das kann ich nur leben, wenn ich erfahre, wie sehr mich die göttliche Liebe trägt.

Heute kann ich sagen: Ich liebe mein Leben als Jesuit, meinen priesterlichen Dienst, vor allem das Beicht hören, das Predigen und das Studium der Hl. Schrift. Mit der Zeit verstand ich neu, was Priestersein ausmacht: sich mit dem Herzen Jesu zu verbinden und mit Seiner Hilfe die Barmherzigkeit zu leben. Das schließt natürlich die nüchterne Bereitschaft ein, mit Ihm Kritik, Bedrängnis und vor allem immer wieder viel ermüdende Alltagsarbeit in Kauf zu nehmen. Das Letzte ist vielleicht sogar das mühseligste, Geduld und Freude in den trockenen Arbeiten im Alltag zu bewahren. Doch eines ist mir geblieben: eine unaussprechliche Dankbarkeit und Freude über meine Berufung.

Die Frucht der Anbetung

*I*m Jahr der Priester, das Papst Benedikt XVI. am 19. Juni 2009 eröffnet hat, ermutigt die Kleruskongregation in einer überaus lesenswerten Broschüre mit dem Titel „Eucharistische Anbetung zur Heiligung der Priester und geistige Mutterschaft“ alle Gläubigen, sich weltweit vermehrt durch die eucharistische Anbetung vor dem Allerheiligsten für die Priester und Priesterberufungen einzusetzen.

Als der Heilige Vater von dieser Initiative erfuhr, drückte er seine Freude darüber aus und erteilte allen, die sich dafür engagieren, seinen apostolischen Segen.

Im Auftrag der Kleruskongregation gibt die weltweit tätige Hilfsorganisation „Kirche in Not“ nun diese Broschüre mit vielen Farbbildern

heraus, in der beeindruckende Beispiele aus der Kirchengeschichte zeigen, wie Frauen durch ihr Gebet, ihre Hingabe und ihr Opfer für die Heiligung der Priester zu geistigen Müttern geworden sind.

Solltet Ihr, liebe Leser, dieses Heft noch nicht kennen, könnt Ihr es bei „Kirche in Not“ kostenlos im DinA5-Format (ab zehn Stück bitte telefonische Rücksprache) oder im Großformat um 1,50 € beziehen:

Lorenzonistraße 62, D-81545 München

Tel.: 089/642 488 80

Fax: 089/642 488 850

kontakt@kirche-in-not.de

In dem von der Kleruskongregation am 9. Dezember 2009 veröffentlichten Brief an die

Priester der Welt heißt es:

„In diesem Jahr des Priesters ... begeht die Kongregation für den Klerus an einem jeden ersten Donnerstag des Monats ... um 16.00 Uhr eine eucharistisch-marianische Stunde für die Priester und mit den Priestern in der Basilika Santa Maria Maggiore in Rom. Es kommen viele Menschen mit Freude, um mit uns zu beten.“

Seit Oktober ist die Basilika tatsächlich bei jeder Anbetung am Priester-Donnerstag bis zum letzten Platz gefüllt. Aus zahlreichen Ordensfamilien und Seminaren kommen Schwestern, Priester und Seminaristen, um gemeinsam mit Familien,

Ehepaaren, Rompilgern, mit Jung und Alt als eine große „internationale Familie“ vor der festlich geschmückten Monstranz für und um Priester zu beten.

Um bei diesem Treffen in tiefer Gebetsatmosphäre dabei sein zu können, erhalten z. B. Benediktinerinnen, deren Hauptaufgabe es ist, für Priester zu beten, sogar die Erlaubnis, die Klausur für diese eine Stunde zu verlassen. Und Radio Maria überträgt die Anbetung mit Meditationen und schöner Musik ganz bewusst, damit auch Gläubige, Kranke, Betagte und Behinderte, die nicht kommen können, über Radio geistig vereint daran teilnehmen können.

In Deine Hände, Vater ...

Ein Priester oder gar ein Bischof, der seine Verantwortung ernst nimmt, wird bald erfahren, dass die ihm anvertraute Aufgabe seine Kräfte und Fähigkeiten weit übersteigt. Die größte Versuchung besteht dann darin, den Erfolg des priesterlichen Wirkens an der äußeren Aktivität messen zu wollen.

Denn Jesus zeigt uns klar: Das Reich Gottes wird nicht zuerst durch sichtbare Aktionen aufgebaut, sondern durch die Hingabe an den Willen des Göttlichen Vaters und die liebevolle Annahme all dessen, was Er uns gibt oder nimmt. Diese Wahrheit hat S. E. Msgr. Salvatore Boccaccio (1938-2008), der ehemalige Bischof der Diözese Frosinone bei Rom, tief verstanden und vorbildlich gelebt. Besonders in den letzten zwei Jahren seines Lebens, die von schwerer Krankheit gezeichnet waren, machte er die Erfahrung, wie fruchtbar das aus Liebe angenommene und aufgeopferte Leiden für seine Sendung als Hirte und Vater war.

Schon als Kind lernte Salvatore die Armut und den Tod kennen, denn durch den Krieg verlor die Familie ihren Besitz und die einzige Tochter, was für Salvatore zeit seines Lebens ein großer Schmerz blieb. Diese leidvolle Erfahrung machte ihn besonders feinfühlig für die Armen und Kleinen. Später wirkte er als Priester in verschiedenen Pfarreien am Stadtrand Roms. Dabei galt seine besondere Fürsorge immer den Gefangenen, Drogenabhängigen, Verlassenen und Verstoßenen. So verkaufte er beispielsweise

schon nach einer Woche das neue Auto, das ihm seine Pfarrkinder zur Bischofsernennung geschenkt hatten, um mit dem Erlös einer Familie helfen zu können, die durch einen Brand ihre Firma verloren hatte. Sein Sekretär erzählte uns, dass ihm der Bischof regelmäßig ausrichten ließ: *„Heute kommt Jesus zum Mittagessen!“* Da wusste Don Sergio, dass Msgr. Boccaccio damit die Gefangenen meinte. Jene, die ein- oder zweimal pro Monat für einen Tag das Gefängnis verlassen durften, aber keine

Familie oder Freunde hatten, waren in der Kurie stets willkommen und wie zu Hause.

Als Papst Johannes Paul II. im Jahr 2001 die Diözese Frosinone besuchte, erwartete ihn Bischof Boccaccio mit einem bewegenden Gastgeschenk:

Er hatte fünf Häuser der „Nächstenliebe“ für Notleidende seiner Diözese eröffnet. Wenn der Heilige Vater dieses Geschenk auch nicht in den Vatikan mitnehmen konnte, so hätte ihm sein Freund dennoch keine größere Freude machen können.

Sein „Rezept“

Wenige Monate vor seinem Tod verriet der Bischof in einem Brief an die Gläubigen der Diözese sein Herzensgeheimnis: *„Immer schon, als Gläubiger, als Priester und als Bischof, habe ich mich danach gesehnt, die totale Hingabe an den Willen Gottes zu leben, wie ein Kind, das sich vertrauensvoll in die Arme seines Vaters legt. Das war und ist das Bemühen meiner ganzen Existenz.“* Obwohl Salvatore Boccaccio einen Dokortitel trug und in mehreren päpstlichen Kongregationen als Ratgeber mitarbeitete, war er in seinem Herzen sehr schlicht. Sein „Glaubensbekenntnis“ hatte er als Gebet formuliert, das er oft betete und all jene lehrte, die sich seiner geistigen Führung anvertrauten.

Er nannte es „mein Rezept“: *„Gott ist mein Papa. Er liebt mich bis zur Verrücktheit. Er vollbringt für mich wundervolle Dinge. Ich verlasse mich auf Ihn und gebe mich Ihm ganz und gar hin. Deshalb will ich glauben, dass alles, was auch immer geschieht, ob es mir schön oder schrecklich zu sein scheint, ein erlesener und zärtlicher Ausdruck Seiner Liebe zu mir ist, und ich sage: ‚Danke, Papa!‘“*

Von diesem Vertrauen durchdrungen, wählte er als Motto für sein Bischofsamt die letzten Worte Jesu am Kreuz, mit denen der Herr Seine totale Hingabe an den Vater ausdrückte: *„In manus tuas domine - in Deine Hände, Vater, lege ich meinen Geist.“*

In manus tuas - grazie, papà!

Mit 68 Jahren erkrankte der Bischof schwer an der Wirbelsäule, was ihn zwei Jahre lang ans Bett und an den Rollstuhl fesselte. Das war für diesen aktiven Mann eine große Herausforderung. Seinen Priestern schrieb er vom Krankenbett aus: *„In diesen Monaten, in denen es mir nicht möglich war, meinen pastoralen Dienst aktiv auszuüben, verbrachte ich den größten Teil meines Tages im Gebet. Dabei ließ ich das Gesicht eines jeden von euch und eure apostolischen Aufgaben vor den Augen meines Herzens vorüberziehen. Auf diese Weise habe ich unserer Kirche gedient und aktiv an euren Mühen teilgenommen,*

da wir doch ein einziges Priestertum leben. Heute wiederhole ich meine Ganzhingabe an den Willen Gottes: in manus tuas - in Deine Hände, Vater.“

Da er dem Göttlichen Vater wie ein Kind vertraute, konnte er für seine Herde und vor allem für die Priester seiner Diözese wahrhaft Vater sein. Auch im Krankenhaus hatte er sein Handy Tag und Nacht eingeschaltet, um vor allem für seine Priester immer erreichbar zu sein. Drei Wochen vor seinem Tod sprach er trotz eines Luftröhrenschnittes noch einige Worte zu seiner geliebten geistigen Familie, der Gemeinschaft „Nuovi Orizzonti“. Diese Worte

drücken seine Hingabe und sein Ringen aus, vor allem aber seine Überzeugung hinsichtlich der Fruchtbarkeit seines Lebensopfers.

„Ich wollte zusammen mit euch allen den Willen Gottes annehmen. In den Psalmen lese ich oft: ‚Der Herr hat mich hart geprüft, doch Er hat mich nicht dem Tod übergeben.‘ Ich muss aufrichtig sagen, dass für mich, wie der hl. Paulus sagt, das Sterben ein Gewinn wäre, denn manchmal kann ich fast nicht mehr.

Doch diese Erfahrung brachte mich zur Fülle des ‚in manus tuas - in Deine Hände, Vater‘, jener Worte, die ich 1987 arglos als Motto für mein Bischofsamt gewählt habe. Damals glaubte ich, ‚mich in die Hände des Herrn legen‘ würde bedeuten: ‚Jesus, hier bin ich. Ich gehe mit Dir. Ich liebe Dich, und ich möchte Deine Liebe allen Menschen bringen.‘

Die ganze Tragweite der Bedeutung dieser Hingabeworte ‚in manus tuas - in Deine Hände, Vater‘ hat erst jetzt ihren äußersten Höhepunkt erreicht. Doch verstehe ich, dass ich hier erst am Anfang stehe.

Wie lebe ich das? Ich lebe in der Gewissheit, dass Gott mein Papa ist, der mich liebt und wunderbare Dinge für mich tut. Jeden Tag spüre ich, dass ich mich dem Herrn ganz hingeben soll. Heute habe ich die Kraft, und so will ich es ganz tun, denn Gott ist Liebe. È un papà, Er ist ein Papa, der Sich um Seine Kinder kümmert. Auch wenn man manches Mal die Umstände, den Weg und das Handeln dieses Papas nicht versteht, so ist Er doch mein Papa! Ihm gebe ich mich ganz hin. Ich möchte ganz Ihm gehören. Mir ist bewusst geworden, dass ich in diesen letzten zwei Jahren der ‚Agonie‘ - wenn ich es etwas überspitzt so ausdrücken darf - für meine Diözese nützlicher war und meinen Priestern mehr geben konnte als in

den 18 Jahren meines aktiven bischöflichen Dienstes. Und ich bin überzeugt, dass ihr als meine geistigen Kinder mehr Hilfe von mir bekommt, wenn ich meinen Tag in jener Kathedrale verbringe, die sich im zweiten Stock in der Via Monte Bellini (im Krankenhaus) befindet, auf einer Kathedra (Bischofssitz), die mein Rollstuhl ist, als durch viele andere Dinge.“

„In manus tuas - in Deine Hände, Vater; grazie, papà!“ Mit diesen Worten starb Bischof Boccaccio am 18. Oktober 2008, nachdem sein geistiger Vater den Rosenkranz und die Sterbegebete gebetet hatte. Mehr als 8000 Gläubige verabschiedeten sich von ihrem Hirten, viele unter Tränen.

Die italienische Tageszeitung „Il Messaggero“ berichtete über sein Begräbnis am 22. Oktober 2008: „Der Sarg steht in der Mitte des Kirchplatzes, auf den Treppenstufen der Kathedrale die Bischöfe und Priester in liturgischen Gewändern, ringsum das Volk. Der letzte Akt im irdischen Leben von Msgr. Boccaccio drückte sein Ideal von Kirche aus: alle gemeinsam, Bischof, Priester und Laien, sind bereit, das Evangelium mit Worten und mit ihrem Leben zu bezeugen. Und in der ersten Reihe der Gläubigen die Kranken, die Letzten, die Armen, denen Don Salvatore immer seinen Platz auf dem Bischofsstuhl geben wollte, um so der Kirche seiner Diözese die Richtung zu weisen. Es waren die Kranken, die als Erste laut und lange riefen: ‚Don Salvatore, Don Salvatore ...‘, begleitet von langem Applaus. In vielen wurde wieder die Ergriffenheit des Begräbnisses von Papst Johannes Paul II. lebendig.“

Mittlerweile wurde offiziell bereits begonnen, Material für die Seligsprechung von Bischof Boccaccio zu sammeln.

„Das ist mein Missionsgebiet“

In diesem Priesterjahr wurde unserer Gemeinschaft die große Gnade dreier Neupriester geschenkt, doch hieß es für uns auch, dem Herrn ein besonderes Opfer zu bringen und Ihm einen unserer 44 Priester zurückzuschenken: Am 11. Januar 2010 starb mit 48 Jahren unser geliebter P. Johannes Franz Kirchner aus Niederndorf/Tirol, der als Berufungsnamen den des hl. Johannes Nepomuk trug, des Patrons aller Priester.

P. Johannes (11.05.1961-11.01.2010) verbrachte seine Kindheit mit seinem Zwillingenbruder und weiteren acht Geschwistern auf einem stattlichen Tiroler Bauernhof. Mit elf Jahren verlor er seinen Vater und im vergangenen Jahr auch seine Mutter. Nachdem er seine Ausbildung an der Landwirtschaftlichen Landeslehranstalt Rotholz abgeschlossen hatte, bewirtschaftete er, der die Tiere und das Land sehr liebte, mit viel Freude den heimatlichen Hof. Doch schon damals war Franz, wie er mit Taufnamen hieß, innerlich auf der Suche. So ging er schließlich für einige Jahre nach Ecuador, wo er als Entwicklungshelfer arbeitete. Dort betete er viel, und in ihm wuchs der Wunsch, mehr für Gott zu tun. Früher schon hatte er daran gedacht, vielleicht einmal Priester zu werden. Zurückgekehrt nach Tirol, lernte er unsere Gemeinschaft kennen und trat nach einiger Zeit bei uns ein.

Nach seinem Studium an der päpstlichen Lateranuniversität in Rom empfing P. Johannes zusammen mit sieben Mitbrüdern am 8. September 1994, dem Fest Maria Geburt, in der Kathedrale der slowakischen Bischofsstadt Rožňava durch Handauflegung von Bischof Paolo Maria Hnilica die Priesterweihe. Nach der festlichen Primiz in seinem Tiroler Heimatort Niederndorf zog es den 33-jährigen Neupriester in den Osten, denn immer schon hatte er Freude darüber gezeigt, einmal in die Mission nach Russland gehen zu dürfen.

So kam P. Johannes nach Baschkortostan, das mit seinem geliebten Tirolerland nur die fruchtbaren Wiesen gemeinsam hatte. Auf die heimatlichen Berge musste er in den weiten Ebenen freilich

verzichten. „Das ist mein Missionsgebiet! Hier bin ich glücklich“, sagte der junge Missionar oft, der als „Landmensch“ dankbar war, nicht in der Millionenstadt Ufa, sondern im russlanddeutschen Dorf Alexejevka und dessen weitem Umkreis wirken zu dürfen. Bis zu 50 000 km fuhr er im Jahr, um seine „Schäflein“ aufzusuchen, ihnen die Sakramente zu spenden und ihnen die Versöhnung zu bringen, worauf er besonderen Wert legte und wofür er auch bewusst betete und Opfer brachte. Kein Weg war ihm für die Seelen zu weit!

Alle liebten P. Johannes, nicht nur die Alten, die viel gelitten und bis zu 60 Jahre lang keinen Priester mehr gesehen hatten, sondern auch die Jugendlichen, mit denen er immer neue Unternehmungen startete, und vor allem die Kinder, die er so gerne um sich hatte.

Er war einfach gut zu allen, konnte zuhören und trösten wie ein richtiger Vater! Als solcher sorgte er dafür, dass seine Pfarrkinder bald auch eine Kirche erhielten.

Immmer legte er eifrig selbst Hand an, wenn es etwas zu bauen galt, und so steht heute in Alexejevka eine schöne Missionsstation (vgl. Triumph des Herzens Nr. 84), in der P. Johannes alle gastfreundlich beherbergte, ob für Ministranten- und Jugendlager oder für Priester- bzw. Schwesternexerzitien. Der Tiroler Missionar, der fröhlich Ziehharmonika spielte, mit den Jungen Krippen bastelte oder im Winter mit den Kindern Langlaufen ging, liebte es vor allem, lange still vor dem Allerheiligsten zu knien und den Rosenkranz zu beten. Aus der Hl.

Eucharistie holte er sich die innere Kraft und das Licht in dunklen Stunden.

So war es bezeichnend, dass P. Johannes im Herbst 2009 während des Hl. Messopfers am Altar zusammenbrach. Untersuchungen und Behandlungen im Westen folgten, doch trat keine Besserung ein, im Gegenteil, der Gesundheitszustand des Russlandmissionars verschlechterte sich im Dezember erschreckend rasch. Bescheiden wie er war, wollte der immer schwächer werdende P. Johannes aber nie Umstände machen oder jemandem zur Last fallen. *„Ich bin zu allem bereit, ich nehme alles an! Ich opfere alles auf für die Mission, alles, was Jesus mir in Seiner Liebe anvertraut.“*

Später, nachdem die Ärzte die Diagnose „Krebs“ gestellt hatten und P. Johannes schwer litt, wiederholte er oft: *„Ich möchte Jesus trösten, Ihm helfen.“*

Bis zuletzt blieb er auf dem Krankenlager zutiefst priesterlich, hob auch unter großen Schmerzen gerne die Hand zum Segen und „kümmerte sich“ noch im Fieber um seine Kinder in der Mission. Immer wollte er beten, und als er zu schwach dazu wurde, betete er still mit. Zu Weihnachten hatte der Todkranke noch die Freude, in einem Brief aus Alexejevka zu lesen, dass bei der Christmette so viele Gläubige waren wie noch nie und fast alle zur Beichte gegangen sind. Jeder hatte nach ihm gefragt und für ihn gebetet!

„Mein einziges Glück ist, Jesus lieben zu dürfen.“

Tagebuch 7.12.1991

*Z*weieinhalb Wochen später, am 11. Januar 2010, ist unser P. Johannes kurz vor Mitternacht überraschend schnell im Krankenhaus Natters ohne Todeskampf ganz still und ruhig entschlafen. Sein geistiger Vater P. Paul Maria durfte bei ihm sein.

Der heute 19-jährige Radion, dem P. Johannes acht Jahre lang geistiger Vater war, sagte nach dessen Tod zu den Schwestern in Alexejevka: *„Am Pfingstfest 2003 empfing ich zusammen mit meiner Babuschka Nina*

das Sakrament der Taufe. Diesen Tag werde ich nie vergessen! Als wir mit dem Bus von Nowonikolsk nach Alexejevka kamen, blieb Oma im Bus sitzen, da sie gelähmt war. Da kam P. Johannes, schon in Albe und mit Stola, aus der Kirche, nahm Babuschka mit größter Selbstverständlichkeit auf die Arme und trug sie in die Kirche, direkt in die erste Bank. Dabei hätte er das gar nicht tun müssen! Immer wenn ich jetzt an P. Johannes denke, habe ich ihn geistig als Priester vor mir, mit Oma in den Armen.“

*Mutter, ich liebe dich. Dir weihe ich mich
und mein Priestertum für immer - aus Liebe. Meine Anliegen
sind deine, und deine Anliegen sind meine. Nimm du,
Mutter, mein Nichts und mach du daraus, was dir gefällt.
Amen.*

Persönliches Weihegebet an die Gottesmutter von P. Johannes, 7. Oktober 2009

Er war und ist mir ein Bruder

„Ich kann mich genau erinnern, wann ich das letzte Mal geweint habe; an das vorletzte Mal nicht. Es muss schon lange her sein.

Am Abend des 8. Januar war es, P. Paul hatte mich vom Bahnhof in Innsbruck abgeholt und ins Landeskrankenhaus zu P. Johannes gefahren. Erst als ich ihn sah, willigte ich in den Gedanken ein, dass er im Sterben lag. Er reagierte, als P. Paul ihm sagte, dass ich gekommen sei. Kraft zum Bewegen hatte er nicht mehr, nicht einmal mit den Augen konnte er zu mir herüberschauen. Als ich begann, ihm auszurichten, wer alles für ihn betete, erkannte ich Freude und Dank auf seinem Gesicht. Inzwischen hatten sich P. Paul sowie alle Brüder und Schwestern, die im Zimmer waren, nach draußen geschlichen. ‚Danke‘, ging es mir durch den Kopf. Gern wollte ich noch einmal mit P. Johannes beten. Auch das verstand er. Und wir begannen: ‚Vater unser im Himmel ...‘ Und da musste ich weinen, wie ein Kind vor ‚unserem Vater‘, seinem und meinem. P. Johannes war - ist - mir ein Bruder. Ich hatte nur kurz gestockt. Dann betete ich weiter, bis zum Schluss. So einen guten Bruder hast Du mir gegeben, Herr! Herr, Du bist gut. Dann rief ich die anderen wieder ins Zimmer. Am nächsten Tag spendete ich P. Johannes die Krankensalbung, ohne dass er zu Bewusstsein kam. Sechs Tage später feierten wir das Requiem an seinem verschlossenen Sarg, traurig, voll Dankbarkeit, Hoffnung und Vertrauen.

Im Herbst 1994 war er nach Russland gekommen. Damals trafen wir Priester uns bis zu viermal im Jahr, jeweils für zwei Tage. ‚Wolgadekanat‘ hieß unsere Region, in der neun ausländische Priester auf einer Wegstrecke von 2000 km lebten. Dass Alexejevka nun einen eigenen Priester hatte, oder manchmal sogar zwei, das Dorf, in dem mir im Oktober 1991 eine Großmutter sagte, dass der letzte Pater vor 61 Jahren bei ihnen gewesen sei, freute mich sehr!


Wenn ich mich an P. Johannes erinnere, fällt

mir immer ein, dass er ein stiller Mensch war, auch bei unseren Dekanatstreffen. Er war nicht uninteressiert oder ‚abwesend‘, im Gegenteil, er hörte viel zu und sprach, wo er es für nötig hielt. Es war die Stille eines geistlichen Menschen, die nicht allen Geistlichen zu eigen ist. Er konnte beten.

Dass P. Johannes so lange in einem Dorf am Ende der Welt ausgehalten hat, ist ein Zeichen für seine innere Kraft. Andere waren gekommen und sind gegangen. Im ganzen Bistum war er mit 15 Jahren einer der ‚Dienstältesten‘. Die russische Sprache fiel ihm nie leicht. Aber er hat seine Gemeinde und die Bewohner des Dorfes geliebt. Das war wichtiger und wird nicht ohne Segen bleiben. Ich war selten einem so strengen Priester begegnet, ich meine, streng zu sich selbst. Eben dadurch fand er die Zeit für alles Nötige: für die Armen, für die Kinder, für die Ökumene, für den Bau, für seine Gemeinschaft und für das Gebet.

Unter anderem ist mir eine Kleinigkeit im Gedächtnis hängengeblieben, die man im Ausland vielleicht als unpassend bezeichnen wird. Ich will es trotzdem erzählen: Bei einem Dekanatstreffen in der Millionenstadt Samara, Mitte der 90er Jahre, hatten sich sechs Priester der oben genannten Region in der Wohnung des Pfarrers versammelt. Ich glaube, es war im 9. Stock. Ein Hochhaus aus der Zeit Chruschtschows. P. Johannes war damals noch neu bei uns. Drei von uns schliefen im Wohnzimmer, zwei im kleinen Schlafzimmer, der Pfarrer in der engen Küche. Das Licht machte er nicht aus, wegen der Schaben, die im Dunkeln kreuz und quer durch das ganze Haus flitzten. Verstopfte Müllschlucker in den Treppenhäusern waren die Regel, ein unbesiegbares Paradies für Ungeziefer. Dass sich ein so kleines Tierchen im gemahlenden Kaffee verkrochen hatte, bemerkte P. Johannes erst, als er seine Tasse beim

Frühstück zum Trinken ansetzte. Ich saß neben ihm. Unbemerkt entfernte er die Küchenschabe, als ob nichts gewesen wäre. ‚*Ein Held!*‘, dachte ich. Er wollte den Gastgeber nicht beleidigen. Er war der einzige Priester, mit dem ich deutsch sprechen konnte. Das war jedes Mal ein Geschenk. Als ehemaliger DDR-Bürger wusste ich nicht einmal, dass Kufstein in Österreich und nicht in Deutschland liegt. Sein gutes Beispiel war mir oft Ansporn, sein Rat - teuer. Als ich 1998 zum Bischof geweiht werden sollte und zum Wolgadekanat noch das Kaukasusdekanat hinzukam, die ich in Zukunft beide zu verwalten hatte, eine Fläche, so groß wie Portugal, Spanien, Frankreich und Deutschland zusammen, überlegte ich, welche beiden Priester mich in den Weihegottesdienst führen sollten. Das ist ein kleiner liturgischer Brauch, der dennoch Bedeutung hat. Zur Linken wählte ich einen Priester aus dem mir bis dahin unbekanntem Kaukasusdekanat, zur Rechten führte mich P. Johannes.

 Wenn er etwas zu bauen begann, erklärte er mir seine Pläne. Und wenn ich etwas einzuwenden hatte, nahm er es demütig an, so still und ehrlich, dass mir meine Einwände mitunter leidtaten. Als zum Beispiel das Haus für die Brüder und für die Schwestern in Alexejevka gebaut wurde, wollte ich nicht, dass es unter einem Dach sei. Einen Gang aus dem Schwesternhaus zur Kapelle zwischen den Häusern konnte ich mir vorstellen, den vom Brüderhaus nicht. Zu viel Dummes wird im

Fernsehen gezeigt und schwirrt den Leuten im Kopf herum, auch unseren Gläubigen. Einen Priester, der seine Berufung so klar lebte wie P. Johannes, wollte ich schließlich doch nicht nachts über den Hof aus der Kapelle nach Hause gehen lassen. Wenn ich mich richtig erinnere, war ich es, der den durchgestrichenen Gang wieder ins Gespräch brachte.

Zum Schluss möchte ich noch eine Sache erwähnen, die nicht zustande gekommen ist, doch wohl, weil das ‚Werk Jesu des Hohenpriesters‘ schon bald seine päpstliche Bestätigung erhalten sollte und P. Johannes praktisch als Ordensmann galt. Am 2. Mai 2008 schrieb ich einen Brief an Bischof Kojnok in der Slowakei, bei dem P. Johannes inkardiniert war, mit der Bitte um Erlaubnis, dem Heiligen Vater vorzuschlagen, P. Johannes Franz Kirchner zum Kaplan Seiner Heiligkeit (Monsignore) zu ernennen. Es kam keine Antwort.

Das Sterben und der Tod von P. Johannes Kirchner haben mich innerlich sehr berührt. Was ich am meisten empfinde, ist Dankbarkeit, aber auch die Begrenztheit der Zeit. Ich bin im selben Jahr geboren wie P. Johannes, im Jahr, als die Berliner Mauer gebaut wurde. Manchmal lächle ich nun innerlich, wenn mir etwas leicht von der Hand geht: Ob da wohl P. Johannes dahintersteckt? Nein, ich bin nicht die Kongregation für die Heiligsprechungen, im Gegenteil, ich bete für P. Johannes, so wie ich hoffe, dass einst andere für mich beten werden. Ich bete zu Christus, dem Priester, der uns in Sein Leben berufen hat.“